

General-Anzeiger

Verlagische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Verlagische · Märktische
Zeitung

Nr. 157 — 56. Jahrgang

Mittwoch 8. Juli 1942

Einzelpreis 15 Pf.

Insgesamt 32 Transporter im Eismeer versenkt

Die Vernichtung des Groß-Geleitzugs fortgesetzt
Der Durchbruch zwischen Charkow und Kursk stark nach Süden erweitert

RA. Aus dem Führerhauptquartier, 8. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Der Durchbruch der deutschen und verbündeten Truppen aus dem Raum zwischen Charkow und Kursk wurde nach Süden stark erweitert. Feindliche Gegenangriffe nordwestlich von Woronesch scheiterten. Im Kampf mit eingeschlossenen und zerstreuten Truppen wurden zahlreiche Gefangene und große Beute eingebracht.

Nördlich und nordwestlich drei dauernde Angriffe des Gegners an. Sie wurden in harten Kämpfen und unterstützt durch starke Kampf-Fliegerkräfte abgeklungen. Allein im Abschnitt eines Armeekorps wurden hierbei in den letzten drei Tagen 75 feindliche Panzer vernichtet.

Im rückwärtigen Frontgebiet südlich von Charkow wurden starke feindliche Truppen auf großem Raum eingeschlossen. 20 sowjetische Panzer wurden erbeutet.

Im nördlichen Abschnitt der Ostfront griff der Gegner an einzelnen Stellen erfolglos an.

Im hohen Norden wurden feindliche Flug- und Seehubschrauber im Raum der Kola-Wucht bombardiert. Im Seengebiet nördlich der Halbinsel Kanin wurde ein feindlicher Bewacher durch Bombentreffer versenkt.

Wie durch Sondermeldung bekannt gegeben, haben Kampf-Fliegerverbände und Unterseeboote einen englisch-amerikanischen Groß-Geleitzug im nördlichen Eismeer an-

kanischer Kreuzer und 19 Handels-schiffe mit 122.000 BRT, durch Unterseeboote neun Schiffe mit 70.400 BRT versenkt. Bei der Verfolgung der Reste des Geleitzugs gelang es Unterseebooten, vier weitere Schiffe mit 24.700 BRT zu versenken. Damit wurden aus diesem Geleitzug 32 feindliche Schiffe mit zusammen 217.100 BRT vernichtet. Durch Seerosenflugzeuge wurde eine größere Zahl amerikanischer Seelenre gerettet und gefangen genommen.

In Ägypten erlitten die Briten bei einem erfolglosen Angriff gegen den Südläng der deutsch-italienischen Front starke Verluste.

Auf Malta wurden bei Tag und Nacht Flugplätze und Flottenstützpunkte bombardiert. In Luftkämpfen verlor der Feind 14 Flugzeuge.

An der Kanalküste bekämpften Fernkampf-Batterien des Heeres strategische Ziele im Raum von Dover. Vor der englischen Südküste versenkten leichte Kampfflugzeuge bei Tag ein feindliches Schiff von etwa 10.000 BRT, ein zweites Schiff gleicher Größe wurde durch Bombenwurf schwer beschädigt.

Kampf-Fliegerverbände bombardierten in der letzten Nacht erneut das Hafen- und Industrie-Gebiet von Middleborough. Ausgedehnte Brände und große Zerstörungen wurden beobachtet.

Berlin, 8. Juli. Nach einer Meldung des amerikanischen Marineministeriums wurden in der Karibischen See wiederum zwei Handelschiffe von deutschen U-Booten vernichtet.

Wir zerhämmern Woronesch

Panzer- und Infanteriespitzen dicht vor der Stadt

RA. ... 8. Juli. Heute, sieben Tage nachdem die neuen großen Angriffsoperationen im Osten begonnen haben, stehen die Spitzen des deutschen Heeres, der Infanterie und der Panzer, vor den Toren der Stadt Woronesch. In unaufhaltsamem Siegeslauf haben sie den Feind ostwärts Kursk geworfen, sind ihm unablässig auf den Fersen geblieben und haben so in zähem, verbissenem Ringen den Stadttrand von Woronesch erreicht. Am gestrigen Tag haben unsere Truppen bereits, teilweise unter schwierigen Bedingungen und in härtestem Abwehrkampf, den Übergang über den Don erzwungen, den sie hier als breites, silbernes Band durch die Steppe zogen. Jenseits des Don aber liegt nach einigen Kilometern bereits Woronesch.

Nachdem schon in der vergangenen Woche Woronesch wiederholt von stärkeren Verbänden der Luftwaffe angegriffen worden war, folgten sich die Angriffe der deutschen Flieger heute zu solcher Heftigkeit, daß dieser Tag zum schwärzesten Tag in der Geschichte Woroneschs wird.

Stapel auf Stapel, Gruppe auf Gruppe, Geschwader auf Geschwader zieht nach Woronesch, läßt seine Bomben ab, kehrt nach Stunden wieder, setzt zum nächsten Bombenwurf an. Stunde um Stunde wiederholt sich dieses Spiel, läßt den Sowjets, die sich in Woronesch verschanzt haben, keine Ruhepause. Schon in den frühen Morgenstunden stehen die Rauchsäulen über dem Häusermeer, die sich stündlich mehr und verdichten und schließlich so stark werden, daß gegen Abend die riesige Rauchfahne, die über Woronesch steht, auf weiteste Entfernung hin sichtbar wird und die deutschen Flugzeuge sicher zu ihrem Ziel führt.

Nicht doppelt und dreifach — zehnfach, zwanzigfach vergelten wir den Völlerschweif, daß sie uns heute nacht um den sowjetischen Knapp bemessenen Schlaf gebracht haben. In den beginnenden Tag hinein, der glühend im Osten aufsteigende Sonne entgegen, fliegen wir unseren ersten Einsatz nach Woronesch.

Einen Flugplatz am Westrande der Stadt sollen wir angreifen; aber als wir über dem Ziel sind, erkennen wir, daß es die sowjetischen Flieger bereits vorgezogen haben, den besseren Teil der Tapferkeit zu erweisen. Hier in Woronesch ist ihnen der Boden schon zu heiß geworden und gleich diesem Flugplatz sind auch die anderen Flugplätze rings um die Stadt nicht mehr belegt. Einsam und von den in ihnen horstenden Vögeln verlassen, liegen die großen Hallen um den Platz herum. Aber auch von diesen Hallen stehen bereits zwei in hellen Flammen. Wir fliegen weiter ins Stadttinnere, suchen uns ein anderes Ziel, immerhin — die Flak ist noch auf dem Posten, sie jagt uns einen mörderischen Feuerregen herauf. Dicht an dicht unter uns zerplatzen die Sprenggranaten von Vierlingsflak, aber da sind wir schon im Sturzflug über einem Bahnhof im Zentrum Woroneschs, und an diesem Angriff kann uns auch keine Flak mehr hindern. Witten auf den Gleisen liegen die eisernen Eier, während andere

Bomben ein Häutenwerk am nördlichen Stadt-rande schwer beschädigen.

Stunden später sind wir wieder da. Diesmal geht der Angriff gegen eine große Industrie-Anlage im Südwesten. Während wir in dem weitestgedehnten Block mehrere Volltreffer erzielen, bearbeiten Ju-88-Verbände, die mit uns gleichzeitig angekommen sind, mit demselben Erfolg in der Stadt liegende Industrie-Anlagen, ganze Fabrihallen verwandeln sich in rauchende Trümmerhaufen. Überall flackert es auf. Riesige Brände wüten in den einzelnen Fabrikvierteln, Rauchfahnen, die Hunderte von Metern hoch stehen, verbunkeln den Himmel über der Stadt. Es ist ein Bild der Verwüstung und Zerstörung, wie wir es in diesem Kriege bisher selten gesehen haben — und wir haben bestimmt schon manches mitgemacht.

Am Spätnachmittag bekommt Woronesch die Wucht unserer Angriffe ein drittes mal zu spüren. In der Zwischenzeit hatten uns andere Verbände abgelöst und das Feuerungsnetz fortgesetzt. In einem Bahnhof im Osten der Stadt sind starke Verladungen festgesetzt worden. Mehrere bolschewistische Truppenverbände sollen hier noch in letzter Minute aus dem Gefahrenbereich entfernt werden, ehe die deutschen Truppen die Stadt erreichen. Aber so ungeschoren sollen uns die Russen nicht davonkommen.

Der Dunst und Qualm über Woronesch ist inzwischen so dick geworden, daß wir uns nur mühsam nach dem Bahnhof durchdringen können. Bis in die geschlossenen Rabinnen unserer Flugzeuge hinein dringt der beißende Rauch, nimmt uns für Augenblicke die Sicht.

Aber dann haben wir den Bahnhof erpäht, haben das dicke Schienen-Regen entdeckt, nun gibt es kein Halten mehr. In atemberaubendem Sturzflug jagen wir auf das Ziel los. Schon im Sturzflug werden wir von sechs beladenen Zügen ausgemacht, die an dem Bahnhof stehen. Rasender wird der Sturz, schneller die Fahrt, und knapp über dem Ziel fangen wir ab, sind die Bomben purzelnd nach unten geschaukelt.

Und nun entwickeln sich unter uns in dichter Folge Rauchpilze über Rauchpilze. Bombenvolltreffer sind in die Transportzüge gegangen und haben sie am Auslaufen gehindert. Während umschwirren uns die Geschosse der Flak, aber zu spät: Von diesen Zügen wird kaum einer mehr den Bahnhof verlassen. Während wir heimwärts fliegen, begannen uns schon wieder neue Verbände, die die Angriffe fortsetzen und Woronesch von neuem im Bombenregen erschüttern lassen. In Woronesch wird man an diesen Tag ewig denken. Das Chaos und die Vernichtung sind über die Industrie-Anlagen der Stadt hereingebrochen. Die unbarmherzigen, wichtigen Schläge der Luftwaffe haben sie weidum geschlagen, haben sie sturmreif gemacht für den umfassenden Angriff der deutschen Infanterie und der deutschen Panzer, die sich vor den Toren von Woronesch zum Sturm auf bereitstellen.

Kriegsbericht Wolfgang Rüdiger.

Schwedischer Protest in Rumbischew

Sowjetische U-Boote torpedieren schwedische Handelschiffe in schwedischen Hoheitsgewässern

Stockholm, 8. Juli. Die schwedische Regierung protestierte in Rumbischew gegen die Torpedierung des schwedischen Dampfers „Ada Gorthon“ in schwedischen Hoheitsgewässern durch ein sowjetisches U-Boot. Dieser Protest ist offensichtlich ohne Erfolg geblieben, denn abgesehen davon, daß man in Rumbischew mit frecher Eitelkeit die Täterschaft sowjetischer Marine-Strikräfte ablehnt, berichtet die schwedische Presse in diesen Tagen, daß sowjetische U-Boote wiederum schwedische Handelschiffe in schwedischen Hoheitsgewässern mit Torpedos angegriffen haben. Diesmal wird es den

Schweden schwer fallen, ihre Verantwortung für diese neuen Überfälle abzuleugnen, denn ein von der schwedischen Marine gefundenes Sprengstück eines Torpedos beweist eindeutig die sowjetische Herkunft.

„Stockholms Tidningen“ bemerkt zu diesem Piratenakt, daß über die Nationalität der angreifenden U-Boote nicht der geringste Zweifel herrsche. Deshalb könne man den sowjetischen Versicherungen, wonach die U-Boote angewiesen seien, die schwedische Neutralität zu achten, keinen Glauben schenken.

Von der Krim bis zum Eismeer

Von unserer Berliner Schriftleitung

Innerhalb zehn Minuten kamen gestern die beiden Sondermeldungen, die wieder wie Blitzschläge in die feindliche Planung im allgemeinen und die gegenwärtige Agitation im besonderen hineinfahren: Die Nachricht von dem Fall der für die Sowjets so wichtigen Rüstungsstadt Woronesch und von der Katastrophe des Geleitzugs, der nach neueren Feststellungen nach Archangelsk bestimmt war. Als Drittes kam die Abschlußmeldung über Sewastopol hinzu, die gleichzeitig das siegreiche Ende des Feldzuges auf der Krim bezeugt.

Mit einem Schlag hat sich das Bild der feindlichen Berichterstattung wieder einmal geändert. Nachdem man sich wochenlang an eigenen Phantasien und Plänen berauscht hatte, sieht man jetzt der rauhen Wirklichkeit gegenüber. Nach Meldungen aus Washington beispielsweise haben amerikanische Militärsachleute die Lage an der Ostfront schon vor dem Fall von Woronesch mit größter Deutlichkeit angedeutet. Sie zweifelten nicht daran, daß die deutsche Strategie auf die Einnahme von Woronesch abzielte, um die Eisenbahnlinie Moskau—Koslow abzuschneiden. Sollte dieser Plan gelingen, so erklärten die amerikanischen Offiziere, dann würde sich die Versorgung der im Süden stehenden sowjetischen Streitkräfte infolge der dann nötig werdenden großen Umwege außerst schwierig gestalten, wenn nicht ganz unmöglich werden. In London beurteilt man nach einer schwedischen Meldung die Lage so: „Die bolschewistischen Truppen ziehen sich zurück. Die Lage ist sehr ernst und die sowjetische Verteidigung wird schwächer.“ Die letztere Tatsache wird illustriert durch die hohen Verluste der Sowjets an schweren Waffen und an Flugzeugen, die noch durch die Vernichtung des großen Geleitzugs erhöht werden.

Die Gesamtübersicht über die Ergebnisse von Sewastopol und des Krimfeldzuges überhaupt zeigt, welche enormen Verluste die Sowjets schon vor der Schlacht im Raum östlich von Charkow, Kursk gehabt haben müssen. Ihre Gesamtverluste in den Kämpfen auf der Krimhalbinsel an 430.000 Gefangenen, zu denen noch entsprechend hohe Zahlen an Toten kommen, ferner von 1198 Panzern und 2102 Geschützen, dazu von ungeheuren Mengen Kriegsmaterial aller Art stehen in einer Reihe mit den Abschlußergebnissen der großen Durchbrüche und Rückschläge des vergangenen Jahres. Das Ausbleiben des gewaltigen Materials an schweren Waffen, das jetzt mit dem Geleitzug im Eismeer verlor, muß die Lage der Sowjets noch schwieriger gestalten. Es machen sich bereits Anzeichen bemerkbar, daß eine Verknappung an schwerem Kampfmateriale bei ihnen eintreten beginnt. Angesichts dieser Lage wirkt es nur noch hilflos, wenn man von London aus verbreiten läßt, die Sowjets hätten sich „geradezu aus höheren taktischen Gründen über den Don zurückgezogen“, oder wenn man behauptet, man erwarte nun, daß Timoschenko die Deutschen — in eine Falle locken werde. Was an diesem Unsinns dran ist, erkennt man beispielsweise schon aus einer anderen Londoner Mitteilung, die besagt, man wisse noch gar nicht, wie weit sich die Sowjets zurückziehen würden. Und der Sender Moskau selbst meldet: „Unsere Truppen haben eine Reihe von besetzten Orten erobert.“ Es muß sich also um die Orte handeln, die noch nicht im eisenförmigen roten Frontgebiet lagen und deren Einwohnerhaft bisher noch anfällig war.

Was gestern im ganzen von der Ostfront an Nachrichten über die deutschen Sender ging, ist schon Grund zu schweren Bedenken für die Gegner genug. Dazu kam aber die vorläufige Zusammenfassung über die Vernichtung des Groß-Geleitzugs im Eismeer, welche die größte Geleitzugkatastrophe des ganzen bisherigen Krieges darstellt. Von 38 Handelschiffen, die ein ungewöhnlich starkes Geleitzug mit Schlachtschiffen und Flugzeugträgern hatten, sind bisher nur zehn übrig geblieben. Auch von diesen Schiffen sind mehrere noch schwer beschädigt, alle werden weiter verfolgt. Was demnach im allergründlichsten Falle noch in Archangelsk als Rest von jenen 38 Schiffen eintreffen konnte, ist so gering, daß es für die sowjetische Front überhaupt nicht mehr ins Gewicht fällt. Dem steht ein ungeheurer Verlust gegenüber. 192.400 BRT, bedeuten 269.360 Gewichtstonnen. Das sind nach der älteren Schätzungswerte Kriegsmaterialien im Gewicht von 5.387.200 Zentner, vorwiegend Panzer, Flugzeuge, Artillerie, Munition und dergleichen. Der Verlust dürfte noch anwachsen, da ja die Katastrophe noch mehrere hundert Kilometer vor Murmansk erfolgte, und auf dem restlichen Wege sicher noch das eine oder andere Schiff verlorengeht. Der Schaden für die Kriegsführung der Gegner im allgemeinen und der Sowjets im besonderen sind ungeheuer, wenn man bedenkt, daß das dort oben mit diesem Geleitzug versenkte Kriegsmaterial für die Ausrüstung ganzer Armeen ausgereicht hätte. Dazu kommt noch die Tatsache, daß es sich um Kampfmateriale handelt, das auf anderen Kriegsschauplätzen, beispielsweise in Nordafrika, dringend gebraucht wird. Gerade nach dem Fall von Tobruk haben englische Offiziere in Nordafrika sich bitter darüber beklagt, daß die Ausrüstung, die ihnen dort fehlte, zu den Sowjets geschickt werde.

Dabei erinnert man sich des kürzlichen Eingekundnisses Churchill, daß die Geleitzüge durch



gegriffen und zum größten Teil vernichtet. Der Konvoi bestand aus 38 Handelschiffen, hatte Flugzeuge, Panzerkampfwagen, Munition und Lebensmittel geladen, war nach Archangelsk bestimmt und durch schwere feindliche Seestreitkräfte, Zerstörer und Korvetten sehr stark geschützt. In enger Zusammenarbeit zwischen Kriegsmarine und Luftwaffe wurden durch Kampfflugzeuge ein schwerer ame-



Reichsmarschall Göring verlieh bei einer längeren Besprechung in seinem Hauptquartier dem Reichsführer SS Himmler als Zeichen der kameradschaftlichen Verbundenheit der Luftwaffe mit der Waffen-SS das Goldene Fliegerabzeichen mit Brillanten. PK-Aufnahme: Kriegsbericht Eitel Lange (HR)

das Eismeer — es handelt sich bereits um die zweite Geleitzugkatastrophe — zu den verlustreichsten Aktionen der Anglo-Amerikaner auf diesem Gebiet überhaupt gehörten. Reagiert erklärt der Sender New York: „Wenn es so weitergeht, können wir den Krieg leicht verlieren.“ Unter ungeheurem Aufwand wird eine gewaltige Masse von Rüstungsmaterial an der amerikanischen Ostküste in die Schiffe verladen. Bei der Fahrt über den Atlantik brauchen sie ein sehr starkes Geleitzug mit Kriegsschiffen aller Art, die anderen Kampfschiffen entzogen werden müssen. Nach der Vereinigung mit den Transportschiffen, die in englischen Häfen für die Sowjets beladen werden, tritt der Konvoi nun die noch riskantere Fahrt nach dem Eismeer an, wobei das Geleitzug durch Kriegsschiffe noch mehr verstärkt werden muß. Alle diese Aufstellungen und der ganze finanzielle und materielle Aufwand werden dann plötzlich auf dem letzten Teil der Gesamtstrecke dort oben im Eismeer völlig sinnlos. Ein paar letzte Schiffe können sich vielleicht nach Archangelsk retten, und Waiffo und Witwinow können in London und Washington wieder drohende Forderungen nach härterer Unterstützung erheben. Vergleicht man die beiden Geleitzugkatastrophen des Eismeres mit den letzten ähnlichen Ereignissen im Mittelmeer, wo die dringend nötige Versorgung Tobruks und Malta auf dem Spiele stand, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Lage der Sowjets auf dem Gebiete des schweren Kampfmateriale sehr bedenklich geworden sein muß, wenn England und Amerika das Risiko so hoher Schiffs- und Materialverluste übernehmen.

Mitterkreuzträger General Geyer 60 Jahre. Am 7. Juli beging General der Infanterie a. D. Hermann Geyer seinen 60. Geburtstag. Wie schon im Kriege 1914/18, so stand der verdiente General auch im jetzigen großdeutschen Freiheitskampf an entscheidender und verantwortungsvoller Stelle und hat zuletzt als Kommandierender General eines Armeekorps zu den Erfolgen im Kampf gegen den Bolschewismus hervorragend beigetragen.

Italien Außenhandelsminister in Berlin. Der italienische Außenhandelsminister Riccardo traf am Mittwoch zu einem mehrstündigen Besuch in Berlin ein. Er wird Gast des Reichswirtschaftsministers Funk sein. **Punkt empfing den bulgarischen Finanzminister.** Reichswirtschaftsminister Funk gab am Dienstag zu Ehren des in Berlin weilenden bulgarischen Finanzministers Polikoff einen Empfang.

Der türkische Ministerpräsident gestorben. Am Mittwoch kurz nach Mitternacht ist in Istanbul der türkische Ministerpräsident Dr. Rasit Sabdam am Herzschlag verstorben.

Frau Joennes gefallen. Die finnischen Blätter bringen heute eine Meldung, wonach die bekannte Leiterin des finnischen Soldatenheimvereins, Frau Leini Joennes, Gattin des ehemaligen finnischen Generals in Deutschland, die sich außerordentlich um die Organisation der Soldatenheime an der Front verdient gemacht hat, zusammen mit ihren nächsten Mitarbeiterinnen, Frau General Paolajaervi, und Frau Janni Kleck, in einem Abschnitt der Nordfront auf einem Inspektionsbesuch der Soldatenheime gefallen ist.

„So trübe wie noch zu keinem Zeitpunkt“

Englisch-amerikanische Beunruhigung über die Lage im Osten

WS. Berlin, 8. Juli. Die deutsche Offensive an der Ostfront hat für die Alliierten ein böses Erwachen gebracht. Sie hatten sich immer geglaubt, daß sie „auf alle Möglichkeiten vorbereitet“ seien — jetzt, nach fünf Tagen, müssen sie zugeben, daß sie sich getrennt haben. Selbst Stalin hat jetzt eingeräumt, daß die bolschewistischen Truppen „eine Anzahl von Orten verlassen“ hätten, und die „Pravda“ schreibt, wiederholte Gegenangriffe hätten die deutsche Offensive nicht zum Stehen bringen können, die allgemeine Lage sei „sehr drohend“. An einigen Stellen seien die Deutschen zwar aufgehalten, an anderen hätten die Sowjetarmeen aber Boden verloren.

Das sind für London, wo man noch vor 48 Stunden selbst mit der Lupe keine Anzeichen eines deutschen Angriffs entdecken konnte, alarmierende Nachrichten. Die Moskauer Meldungen von dem „fürchterlichen Ansturm der Deutschen“ werden jetzt übernommen, wenn auch alle Ortsangaben beinhalten vermieden werden. Die „Times“ versichert zwar noch, der Rückzug sei „geordnet und durch Panzer gedeckt“, fügt aber hinzu, der gewaltige deutsche Einmarsch gestalte den bolschewistischen Truppen „lediglich eine Verzögerung statt großer Stills“. Auch „Daily Mail“ spricht von „recht beunruhigenden Nachrichten“. „Daily Herald“ äußert, daß „das Tempo des deutschen Vormarsches plötzlich geradezu in alarmierender Weise beschleunigt“ worden sei. Es sehe ganz danach aus, als hätten die deutschen Panzerkolonnen die bolschewistischen Verteidigungspositionen in breiter Front überannt und tatsächlich den Don erreicht. Im ganzen sei die Lage für die Sowjets „so trübe wie zu keinem Zeitpunkt in diesem Jahr“.

Noch stärker als in London wirken diese schlechten Nachrichten in den Vereinigten Staaten. Die New Yorker Presse meldet in großen Schlagzeilen das Vorrück der deutschen Truppen. „New York Times“ befürchtet, daß man „neue deutsche Trümpfe erwarten“ müsse. Alle amerikanischen Sachverständigen zeigen lebhaftes Bedauern und bereiten langsam, daß ein großer strategischer Zusammenstoß zwischen Rommel und Bock besteht, der alle ihre Überlegungen über den Haufen wirft.

„Sehr ernste Einzelheiten“

WS. Genf, 8. Juli. (Via. Bericht.) Zum ersten Male seit Beginn des Ostfeldzuges wird, wie englische Berichte betonen, in den amtlichen sowjetischen Lageberichten der Name der Stadt Woroneß erwähnt, die die deutschen Truppen inzwischen besetzt haben. Die Stadt Woroneß wird als eine sehr bedeutende Stadt an der Eisenbahnlinie Moskau—Koslow geschildert, als eine strategisch außerordentlich wichtige Eisenbahn- und Flugverbindung zwischen Zentralrussland und dem Süden.

An dem Ernst der Lage am Oberlauf des Don, so gibt Reuters in einer Meldung aus Moskau zu, „könne gar nicht mehr gezwungen werden. Ti-mochentoss rechter Flügel befindet sich in einer schwierigen und komplizierten Lage.“ In einer anderen Meldung berichtet Reuters aus Moskau, daß der sowjetische Heeresbericht „sehr ernste Einzelheiten“ enthalte.



Dort, wo die Wolga zwischen Ditschlow und Kalinin ihren ersten Bogen nach Süden einschlägt und der von Westen in Richtung Moskau verlaufende Eisenbahnstrang nahe ihrem rechten Ufer nach Osten führt, liegt die Sowjetstadt Rischew. Der Raum von Rischew ist uns in diesen Tagen als erfolgreicher Kampfplatz unserer im Angriff vorrückenden Truppen bekannt worden. Die Karte soll die geographischen Zusammenhänge veranschaulichen.

Anzufriedene Engländer

WS. Stockholm, 8. Juli. (Via. Bericht.) Der „Oberber“ kommentiert die letzten Ereignisse mit den Worten: „Niemand wäre erstaunt, wenn die englische Regierung in den nächsten Wochen verwaltungsmaßnahme und organisatorische Veränderungen vornähme. Viele wären enttäuscht, wenn dies nicht geschehe.“ Die Ergebnisse der Debatte im Unterhaus könnten nicht sofort in Erscheinung treten. Für die politischen Folgen hängt viel von der Entwicklung in Ägypten ab. Der Kampf in Nordafrika habe der Debatte „einen Zug der Unklarheit“ verliehen. Unter denen, die für die Regierung stimmten, seien viele, die nicht der Auffassung seien, daß man damit die Angelegenheit auf sich beruhen lassen könne.

Bei den Helden von Sewastopol

Auf den Schlachtfeldern eines der härtesten Kämpfe dieses Krieges

Von dem nach Sewastopol entsandten Sonderberichterstatter Werner Mähle

Berlin, 8. Juli. In aller Herrgottsfrühe erhebt sich unsere Zu 52, die uns nach Südosten an die Küste des Schwarzen Meeres, zum Brennpunkt der letzten siegreichen Kämpfe auf der Krim, führen soll. Stundenlang zieht der große Vogel seine Bahn über die sonnenüberlängte Landschaft. Wenn am Hof der früheren Verkehrsmaße nicht der Maschinenverkehr wäre, dann könnte man meinen, die Welt unter uns liege im tiefsten Frieden.

Bald haben wir die Reichsgrenze hinter uns. Das breite silberne Band des Bug fließt auf. In der Ferne schimmert die riesige Wasserfläche des Dnjepr-Deltas. Der Panzergraben von Peretop, der unseren Einbruch in die Krim nicht aufhalten vermochte, wird überflogen. Unter uns liegt jetzt die Krim. Rechts in der Ferne schimmert tiefblau das Schwarze Meer. Dann rollen die Hügel der leicht und elegant aufstehenden Maschine über den Flugplatz von Simferopol, dem Ziel unseres Fluges.

Im Kampfgebiete

Im Kraftwagen geht es am anderen Morgen dem Kampfgebiet entgegen. Schwer und brütend liegt die Sonne über der ausgetrockneten Landschaft. Durch den weißen Staub der Krimstraßen mahlen sich die Hügel oft mühsam ihren Weg. Manumliche Truppen kommen uns entgegen. In langen Kolonnen ziehen die Kompanien vorüber. Kräftige, braungebrannte Gestalten, die trotz den Strapazen einen vorzüglichen Eindruck machen. Kurzer Aufenthalt im Kampfgebiet. Ein hochgeredeter Offizier, von der Krimsonne tiefgebräunt, kommt aus seinem Befehlsstand uns entgegen.

Es ist der Sieger von Sewastopol, Generalfeldmarschall von Wassiljew. Mit kräftigem Händedruck begrüßt er die Vertreter der Presse. Kurz und kernig sind seine Worte, mit denen er zum Ausdruck bringt, daß ein Heer, das in blutigen Kämpfen die stärkste Festung der Welt überwunden, den Endsiege an seine Fahnen heften wird. Bald ist die Kamischlow-Schlucht, der Ausgangspunkt der Kämpfe, erreicht. In hohen Bergen türmen sich die Karstfelsen der Artillerie, die hier mit ihrem Trommelfeuer einsetzte. Durch ein Tal, das die alten deutschen Winterkellern von den sowjetischen Befestigungsanlagen trennte, führt der Weg. Bunte Blumen blühen unter den Obstbäumen einer großen Plantage, die sich zwischen den Stellenlagen dahingibt. Weiße Bänder, die an kleinen Stäbchen flattern, und provisorische Papptafeln mit der Aufschrift „Vorwärts!“ hören das das friedliche Bild. Es ist ein Tal des Todes, das wir passieren.

„Zu Tausenden liegen hier noch Wunden, die die Sowjets im Verlaufe des Winters eingegraben haben“, erklärt ein Offizier. Ein Schritt vom Wege würde in dieser sonst so friedlichen Landschaft den sicheren Tod bedeuten. Je näher wir an das Festungsgebiet vor Sewastopol herankommen, desto mehr begehen wir die unheimlichen Schrecken der Angriffe auf diese stärkste Festung der Welt. Die Sowjets, von jeder Meile in der Anlage von Befestigungswerken,

haben es ausgezeichnet verstanden, die von Natur aus durch schützende steile Höhenzüge außerordentlich günstig gelegene Stadt Sewastopol mit den modernsten Mitteln der Festungsbaufunktion zu einem gigantischen Bollwerk auszubauen. Panzergraben und Feldstellungen, sich gegenseitig flankierende Bunker, die so geschickt angeordnet wurden, daß sie selbst auf kurze Entfernung noch nicht gesehen werden konnten, sollten den Ansturm unserer Regimenter zerstreuen lassen. Noch mehr traf dieses für die Panzerwerke „Maxim Gorki“, „Stalin“, „Sibirien“, „Lenin“ u. a. zu, hinter deren meterhohen Eisenbetonmauern sich die Sowjets vollkommen sicher wähnten. In der Nähe des Forts „Maxim Gorki“, das den südlichen Zugang von Sewastopol verriegeln sollte, muß der Wagen halten. Auf der von schweren Granaten und Stuka-bomben zerwühlten Straße ist kein Weiterkommen mehr. Steil führt ein schmaler Pfad nach oben. „Vorwärts!“ mahnen wieder die Schilder auf den lauernden Tod rechts und links am Wege. „Immer gut Vorderrücken nehmen, hier ist noch alles dicht vermint!“ mahnt ein Pionieroffizier. An Granat- und Bombentrümmern, in denen ein mehrstöckiges Haus Platz haben würde, geht es vorbei. Zu wirren Anhaufen sind schwere Stacheldrahtwerke zusammengeballt. Je näher wir dem Gipfel des Festungsbereiches kommen, desto größer wird die Zahl der Granat- und Bombentrichter. Die Erde ist zerfetzt und aufgewühlt. Kein Gras, kein Baum ist mehr zu erblicken. Die ganze Berggruppe hat eine neue Form bekommen. Eisenbahnschienen sind auf der Plattform des Forts durch die Gewalt der Explosionen wirr und bizzarr verbogen, als hätten Riesenfäuste mit dünnen Drähten gespielt.

Im Fort „Maxim Gorki“

Die gewaltigen Panzerkuppeln der beiden Türme, die zwei 30,5-Zentimeter-Langrohrgeschütze tragen, sind von den stürmenden Pionieren gesprengt worden, nachdem man vorher durch Beschuß mit allerschwersten Spezialgeschützen die Kuppeln so verkleinert hatte, daß sie sich nicht mehr drehen konnten.

In Innern der Panzertürme führen Wendeltreppen hinein in die schwarzäbnende Tiefe des mehrstöckigen Stützwerkes tief ausgebauten Forts. Von der Gewalt der Sprengung ist ein Teil der Treppe fortgerissen. Neben den unteren Etagen stehen in einer Reihe noch bolschewistische Propaganda, als habe man sie eben erst aus der Hand gelegt. Wir werfen einen Stein in die Tiefe. Es dauert Sekunden, bis er unten aufschlägt. Etwa 500 Mann starb war die Besatzung des Forts, die sich nach der Erstürmung des Forts in das Innere des Berges zurückzog. Tagelang mußte sie sich noch in der Tiefe gehalten haben. Eine deutsche Sprengung beantwortete sie mit einer Gegen-Sprengung, und dann wurde es still in den Stützwerken des 47 Meter tiefen Festungsbereiches, als schwere Brände im Innern zu wüten begannen.

Der Forteingang an der Bergseite, der von den Flammenwerkern der stürmenden deutschen Stoßtruppe niedergeknipst wurde, ist noch immer von einer Pioniergruppe, die mit Maschinenpisto-

len bewaffnet ist, bewacht. „Gehen Sie nicht so tief hinein, man kann nie wissen, ob nicht noch einer von den Russen lebt!“ mahnt der Unteroffizier. In einer Küche geht es vorbei. Zerbeulte Kochtöpfe und zerfetztes Wiedgeschirr bedecken den Boden. Gasmasken und Handgranaten, Dienstbücher, Schreibmaschinen, Gewehrmunition und Stahlhelme wirr verstreut.

Schwarzgebräuntes Blut bedeckt in großen Lachen den Boden. Ein Lenin-Bild hängt einsam an der großen Wand aus Eisenbeton. Schweiß und Blut ist die Luft. Es riecht nach verbranntem Öl, nach Schweiß, Blut und Explosionsgasen. Eine gekörnte Stahltür hemmt das weitere Vordringen.

Stalins Elitegruppen

Ein Zug des Glücks und der Verzweiflung Auf Serpentinstraßen, teilweise fußhoch mit Staub bedeckt, geht es Sewastopol entgegen. Laufende und aber Laufende von Gefangenen kommen uns entgegen. Nur mühsam kann der Wagen vorankommen. Wenn ein Bild die vollständige und vernichtende Niederlage der Sowjets veranschaulichen kann, dann ist es der Anblick dieses geschlagenen Heeres, das ohne Pause an uns vorbeizieht. Da wanden sie heran, die früheren Elite-Truppen Moskaus, die kommunistischen Partisanen, die Stoßtruppen der Marine-Brigaden und die letzten Überreste der Stalin-Garde, die als die besten Truppen der Sowjets zur Verteidigung Sewastopols eingesetzt worden waren. Dichte, fast undurchdringliche Staubwolken werden durch diese schürfenden Schritte des geschlagenen Heeres emporgewirbelt. Die Uniformen sind zerfetzt und die Schuhe zerfetzt. Viele vermögen sich kaum noch auf den Beinen zu halten und versuchen mit mühsam schleppendem Schritt, auf Stöße oder Laternenenden gestützt, ihrem Vorderrücken zu folgen. Die Bänder sind eingeklemmt, die Augen liegen tief in den Höhlen. In ihnen spiegelt sich selbst bei dieser brutalen Masse Mensch noch das Grauen und Entsetzen der letzten Tage wider. Sie gehen mit gesenkten Köpfen daher. Glatzköpfe Männer und kaum den Kinderbüschen entwachsende Jungen sind darunter. Nur manchmal schielen sie die Besucher von unten heimlich aus zusammengekniffenen Augen an, und dann ist es, als würde wieder ein Funken des alten Hasses aufleuchten. In Klätschen die sie traudeln am Wege aufenden haben, selbst in ihren Stahlhelmen, in Metallkasken und den Behältern der Gasmasken führen sie Wasser mit. Am Rand eines Zumbes, in dem einige Werbeladungen ihre Beine steif nach oben strecken und mit blebenden Zähnen und erschöpften Augen zu uns herüberblicken, liegen die Sowjetarmisten zu Tausenden am Ufer und schürfen das gelbe, fäulnis Wasser. Die Straße führt jetzt bergab. Noch immer wälzen sich die unendlichen Kolonnen der Gefangenen vorüber. Ganz unten vom Tal her windet sich ohne Unterbrechung die gelbbraune Menschenlange nach oben. Weit und breit ist kein Posten zu sehen. Die stumpfe Masse der Geschlagenen folgt nur ihrem Herdtrieb. Sie wollen nur schnell die Stätten des Grauens hinter sich haben. Sie haben keinen Willen, keine Energie

mehr. Ermattete brechen zusammen und bleiben liegen. Niemand nimmt von ihnen Notiz. Stumpf tritt die Masse weiter. Nur weiter, weiter nach Norden zum Auffanglager, ist die letzte Barriere der immer mehr entwindenden Lebensenergie.

Der Infernan-Höhenzug, ein gewaltiger Felsrücken, die letzte Sperre vor Sewastopol, ist erreicht. Hier hatten die Sowjets die zahlreichen Felshöhlen, die durch ihre oft 50 Meter hohen Decken unangreifbar schienen, zu ungeheuren Festungen ausgebaut. Heute sieht man von den Felshöhlen nicht mehr viel. Durch tausende schwerer Bomben und Granaten, die Steinblöcke in der Größe eines mehrstöckigen Hauses von den Felswänden absprenkten, wurden die Eingänge verschüttet. Im Innern müssen sich grauenhafte Szenen abgespielt haben, denn die Bolschewisten versuchten vergeblich, mit den Schüssen ihrer eigenen Artillerie neue Ausgänge zu sprengen. In der Mitte des Infernan-Höhenzuges, links neben der Gebirgsstraße nach Sewastopol, befinden sich gewaltige Lagerhallen einer Selbstfabrik, die von den Sowjets als Munitionslager besonders für Seeminen benutzt wurden. In diese unterirdische Höhlenstadt flüchteten sich neben Verwundeten auch über tausend Frauen und Kinder. Als ein Stoßtrupp der deutschen Pioniere herangekommen war, sprengte der Kommandant das Munitionslager. Der 300 Meter lange, 200 Meter breite und 50 Meter hohe Berg, so berichtete ein Augenzeuge, „hob sich nach furchtbarem Getöse etwa 10 Meter hoch, um dann, jedes Lebenwesen unter sich begrabend, zusammenzubrechen.“ Heute erinnern nur die gewaltigen Steintrümmer und der furchtbare Reischengeruch an dieses furchtbare Verbrechen eines Sowjetkommissars.

Sewastopol, die Trümmerstadt

Die Stille, die jetzt über der Stadt nach dem Höllensturm der Bomben und Granaten liegt, ist fast beängstigend. Starr und stumm liegen die Ruinen Sewastopols vor uns. Der Himmel hat darüber sein azurblaues Zelt gespannt. Und wenn die Blicke von den riesigen Trichtern der Bomben und Granaten über das tote, wäucherne Gesicht der Stadt schweifen, dann könnte man meinen, sich auf einer Mondlandschaft zu befinden. Eine feine Dunstschicht von Staub und Rauch liegt noch immer über den Straßen. Im Hafen ragen gesunkene Schwimmdocks und zerstückelte Kräne aus dem Wasser. Die großen Kai-Anlagen sind von Bomben aller Kaliber wild durchflutet und in den Ruinen der Lagerhäuser schwelen noch immer die Brände. 50000 Tonnen in Munition, das sind 100 Güterzüge voll Granaten, und 20330 Bomben, zu deren Transport man 40 Güterzüge benötigte, haben aus der Festung Sewastopol infolge des irreführenden Widerstandes seiner von Kommisaren immer wieder aufgelockerten Besatzung einen Trümmerhaufen gemacht, vor dem die Zerstörungen von Calais und Dunkirk weit zurückbleiben. Die Frontwände ausgebrannter Ruinen erheben sich einsam und laß aus den schwelenden Schutthalben. Gewaltige Quadersteine haben viele Straßen unpassierbar gemacht. Von dem großen Denkmal zur Verherrlichung der bolschewistischen Revolution von 1905 ist die gewaltige Lenin-Statue umgeblasen worden. Der Kopf mit dem Oberkörper liegt neben dem Sockel. Der weitausgestreckte Arm weist von der Erde aus als Symbol der durch den Bolschewismus heraufbelebten Revolution auf die Ruinen der Stadt. Menschen irren ziellos durch die Straßen. Wie sie das Bombardement überleben, ist rätselhaft.

Auf dem Kampffeld des letzten Widerstandes Langsam und vorsichtig, vorbei an Granat-trichtern und über zerfetzte Oberleitungen der Straßenbahn hinweg geht die Fahrt. Im volldschiefen, rauchgeschwätzten Mauern, die jeden Augenblick zusammenbrechen drohen, fährt der Wagen vorüber. Bald liegt die Stadt der Zerstörung und des Grauens hinter uns. Chersones, die Halbinsel des letzten verzweifelten Widerstandes, ist unser Ziel. Dede und laß wird die Landschaft. Die Straße ist kaum noch befahrbar. Die letzten deutschen Truppen aus dem Kampfgebiet kommen uns entgegen. Ueber und über sind die Uniformen mit dem weißen Staub der Krim bedeckt. Der Schweiß hat lange feuchte Streifen über die kaum noch zu erkennenden Gesichter gezogen. Die Kerne der braungebrannten Arme sind aufgefrempt. Im Koppel stecken Handgranaten. Pioniere und Infanteristen tragen wieder die Hauptlast des Kampfes. Und dennoch merkt man ihnen keine Müdigkeit an. In ihren Augen liegt trotz der tropischen Hitze und den Strapazen der letzten Tage die Freude des Sieges.

Die Spuren der Kämpfe mehren sich, wieder hart und erdarmungslos sind die Sowjets hier auf engem Raum zusammengebrannt und restlos zerschlagen worden. Ausgebrannte Panzerwagen, umgefallene Geschütze, zerfetzte Autos und von Maschinengewehren, hingeworfene Bolschewisten bedecken das Schlachtfeld. In der Ferne brandet das Meer an die Spitze der sich weit in die Fluten streckenden Landzunge. Hier hoffen die Sowjets noch immer abtransportiert zu werden. Die fäulnisförmig vordringenden deutschen Regimenter und die painfollen angreifende deutsche Luftwaffe machten alle Hoffnungen zunichte. An der äußersten Steilfelsen klammern noch vereinzelt Maschinengewehre und trachten dumpfe Explosionen. Die letzten Bunker in den Felsen der Seefeste werden ausgeräumt. Schnell bricht die Dämmerung herein. Ueber das Schlachtfeld von Chersones sinkt blutiger die Sonne.

Es geht wieder Simferopol entgegen. Silhouettenhaft heben sich die Ruinen der Dörfer am Himmel. Die letzten Gefangenen, fast alle haben verbundene Köpfe und Arme, schleppen sich im Schneedentempo gen Norden. Noch immer scheint der endlose Zug nicht abzu-reißen. Von den Begräbern gründen frische deutsche Soldatengräber zu uns herüber. In langen Reihen stehen die schlaffen Kreuze. Stumme Mahner an die Schwere des Kampfes. Daneben liegen auch die Grabstätten rumänischer Gefallener, gleichsam noch im Lobe die Waffen-brüderlichkeit mit ihren deutschen Kameraden be-lundend, an deren Seite sie im Kampfe um das neue Europa liegen. In der Ferne sind schon lange die letzten Schiffe verhaucht. Der Kampf auf der Krim ist beendet.

„Martini, Herr Artnier, bereit. Der aber auf Sewastopol.“ Sie haben es. Da stürmt man von uns. „Ich heiße“, „Natürlich“, „den.“ Er flüchtet sein Glas. Es sah sehr auf und nicht auf und verschluckt ihrem Leben. „Nichtiger Jamben.“ Mensch danach davon.

„Ich bin al und sieht das. Clem macht tragen kann. Wir wollen mißbilligend betrachtet hat. Vergessen hat. „Nicht“, die Stellenfunde, die der heißen Son darüber sprechen niemand. Es ist ja da Sorgen ledig. Der ovale bei Artnier, m Herzen am hell Unterhaltung Artnier will, n wuchte, nun wiffen. Woher burg? Wie en

Hauptredakteur: Hans Christian Meier. Verlag u. Druck: W. Straube, Wuppertal-Elberfeld. Preisliste 9.

Tagesfragen

Von unserer Berliner Schriftleitung
Ein geheimnisvoller Engländer

Laut „Daily Mail“ ist ein geheimnisvoller Engländer in Washington eingetroffen, dessen Name nur der britischen Admiralität und dem „Kleinen Londoner Kriegsministerium“ bekannt sein soll. Er wird großartig herausgehoben als der Leiter der englischen Kriegführung gegen die U-Boot-Gefahr und soll als solcher „seine unerschütterliche Erfahrung“ den Amerikanern zur Verfügung stellen. Nachdem die Schiffsverluste an der amerikanischen Ostküste nach wie vor die höchste Zahl erreichen, versichert man nun in London, nach Eingreifen dieses geheimnisvollen U-Boot-Schrecks würde die Zahl der Verluste erheblich sinken. Wir haben dazu lediglich eine einfache Frage zu stellen: Wenn dieser anonyme Engländer ein solcher Spezialist in der U-Boot-Bekämpfung ist, wie kommt es, daß die Engländer in ihrem eigenen Bereich — beispielsweise die Murmannfront — die U-Boot-Gefahr in keiner Weise verringern konnten?

Roosevelts Sundaags-Beschäftigung

Die Wege des Herrn Roosevelt sind und bleiben wunderbar. Immer stärker wird die amerikanische Agitation darauf abgestellt, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von den unaufhörlichen Niederlagen und Verlusten ablenken. Das ist bisher im großen Umfang dadurch versucht worden, daß man die Öffentlichkeit fortgesetzt mit angeblichen Beratungen und Plänen darüber beschäftigt, was die USA in einem eroberten Europa tun würden — ganz so, als wäre dieses Europa irgendein mittelamerikanischer Staat, den man nur zu besetzen braucht. Schon vor einigen Wochen hat Roosevelt, um diese ablenkende Agitation zu verstärken, eine Million „Siegeszeichen“ für die zukünftige „USA-Occupations-Armee in Deutschland“ in Auftrag gegeben (sonst fehlen ja zu dieser „Occupation“ noch einige Kleinigkeiten — z. B. die richtigen Waffen und — die Schiffe). Jetzt läßt sich der „Daily Mirror“ melden, Roosevelt habe ferner angeordnet, daß ein Stab höherer Beamter gesammelt werden soll, der „nach der Befreiung Mittel-Europas in den dortigen Ländern die Verwaltungsgeschäfte übernehmen soll“.

Wir wissen nicht, ob sich die amerikanische Öffentlichkeit durch solche Albernheiten von der wirklichen Lage noch ablenken läßt. In jedem Falle dürfen die Amerikaner sich wohl Gedanken darüber machen, wie es kommt, daß die USA in den Gebieten, die sie als ihre ureigene Interessensphäre anzusehen gewöhnt sind und die sie verloren haben, nämlich in den Gebieten des pazifischen Raumes, keine Anstalten zur Wiedereroberung machen, obwohl eine solche Wiedereroberung ja oft genug angekündigt worden ist. Ja, sie sind nach eigenen amerikanischen Meldungen noch nicht einmal imstande, die japanischen Truppen, die sich auf den westlichen Meeren festgesetzt haben, zu vertreiben. Herr Roosevelt aber organisiert bereits die Verwaltung Europas.

Cripps verteilt Europa

„Es ist nicht nötig“, schreibt „Popolo di Roma“, immer wieder zu betonen, daß die Engländer die schlimmsten Feinde Europas sind. Aber das Interview, das Sir Stafford Cripps einer schwedischen Zeitung gewährte, enthält neue Beweise für die Tatsache, Europa als wirtschaftliche und geistige Einheit soll danach abgegliedert werden. Statt dessen soll es eine Art „Lebensraum“ der beiden großen Mächte Bolschewismus und Amerikanismus werden, die sich in die Welt herrschaft teilen wollen. Cripps konnte seinem eigenen Vaterland England nicht jede Bedeutung für die Zukunft absprechen; aber er will Großbritannien unter den Weltmächten erst den dritten, recht bescheidenen Platz anweisen. „In diesem Vaterland liegt viel Logik“, betont „Popolo di Roma“ abschließend; „durch die Verleugnung Europas beweist England nur seinen eigenen Verfall und seinen eigenen Abstieg zu einer der Sowjetunion und Amerika untergeordneten Stellung. England handelt wie ein Verrückter, der die Tür nicht öffnen kann und deshalb das ganze Haus in Brand stecken möchte.“ Man braucht dieser treffenden Charakterisierung des Cripps'schen Katastrophen-Kurses kaum etwas hinzuzufügen. Es ist nur zu wünschen, daß Sir Stafford Cripps recht oft solche Interviews gibt und darin immer so deutlich verrät, was er und Churchill mit Europa vorhaben. Auf diese Weise wird hoffentlich auf dem Kontinent die Zahl derjenigen entscheidend abnehmen, die für ihr eigenes Schicksal von einem „Siege Englands“ immer noch die wunderbarsten Dinge erwarten.

Die Verfolgung am Don fortgesetzt

Berlin, 7. Juli. Wie das D.M. mitteilt, ist mit der Einnahme von Woroneß ein Schwerpunkt der feindlichen Wehrwirtschaft in deutsche Hand gefallen. Durch Gegenangriffe von Norden versuchte der Feind, die vordringenden deutschen Kampfverbände aufzuhalten. Die Bolschewiken wurden jedoch unter schwersten Verlusten geschlagen und zurückgeworfen. Die bei diesem Kampf als vernichtet gemeldeten 61 feindlichen Panzer, unter denen sich 42 modernster Bauart befanden, unterliegen die Bedeutung, die dem Besitz der Stadt von den Bolschewiken selbst zugeschrieben wurde.

Die Angriffsformationen der deutschen Truppen sind weiterhin in erfolgreichem Fortschreiten. Eine Angriffsgruppe setzte die Verfolgung der geschlagenen Bolschewiken fort. Der Feind leistete in dem Kampf nur unzusammenhängenden Widerstand in Anlehnung an Waldstücke oder sonstige Geländeabschnitte. Eine andere deutsche Angriffsgruppe konnte wiederum einen feindlichen Verband einschließen und dessen

Ausbruchversuche zurückschlagen sowie einen weiteren Brückenkopf über den Don bilden. Im Verlauf der Kämpfe hatten die Sowjets sehr hohe Menschen- und Materialverluste.

Bei den siegreichen Kämpfen, die zur Einnahme von Woroneß führten, griff die Luftwaffe in die Erdkämpfe ein. Durch die Zerstörung von mehreren Donbrücken durch Bomben schweren Kalibers sowie durch wirksame Tiefangriffe wurde der Nachschubverkehr des Feindes unterbrochen, während die Schlachtfelder in enger Zusammenarbeit mit den Heeresverbänden, die den Fliegern ihre Ziele in den dichten Waldgebieten wiesen, feindliche Widerstandsnester zerstörten. Während der rollenden Angriffe der Kampf- und Sturzpflanzflugzeuge, die auch das Stadtgebiet, die Mischungs- und Bahnanlagen in Woroneß immer wieder bombardierten, beherrschten deutsche Jäger den Luftraum über dem Kampfgebiet und vernichteten in Luftkämpfen über 100 bolschewistische Flugzeuge.

Woroneß - ein Zentrum der Sowjet-Rüstungen

Berlin, 7. Juli. Im Zuge der erfolgreichen Angriffsoperationen östwärts kurz haben deutsche Truppen, wie der Bericht des D.M. beantragt, die bedeutende Industriestadt Woroneß, rund 250 Kilometer von Kurl entfernt, genommen. Woroneß ist die Hauptstadt des gleichnamigen Gebietes und zählt 350 000 Einwohner. Vielfältige Fabrikanlagen verschiedener Art und die Fruchtbarkeit des umliegenden Agrargebietes machen Woroneß zu einem Schwerpunkt der sowjetischen Rüstungsindustrie. Die Stadt liegt am Ufer des Don; 20 Kilometer östwärts befindet sich der Industriebahnhof Woroneß, an dem sich wichtige Bahnlinien treffen.

Die Rüstungsindustrie in Woroneß produziert Kriegsmaterial aller Art. Eine große Rolle spielen in der Rüstungsproduktion Woroneßs die Flugzeugmotorenwerke sowie die auf Rüstungsproduktion umgestellten zahlreichen Maschinenfabriken. Zu den bekanntesten Werken gehört das Flugzeugwerk Woroschilow, dessen Belegschaft auf rund 12 000 Mann geschätzt wird. Größere Werke sind ferner die Motorenfabrik Stalin, die heute ebenfalls Flugzeugmotoren herstellt und eine Belegschaft von rund 5000 Mann hat, und die Maschinenfabrik Komintern und Rubbischew, die Waffen, Munition usw. herstellen.

Von den übrigen, nicht minder wichtigen Indu-



Generalfeldmarschall Rommel verliert britische Generale. Bei der Schlacht um Tobruk wurden neben den vielen Tausenden von Soldaten auch eine Anzahl britischer Generale gefangen genommen. Sie werden hier von Generalfeldmarschall Rommel (rechts) verhört.

PK-Kriegsbericht, Moosmüller (Sch)

Oberleutnant Marseille — der erfolgreichste Jäger von Afrika



Der 22jährige Oberleutnant und Staffelführer Hans-Joachim Marseille, vom Führer mit Schwarzen und Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet, steht mit seinen 101 Abschüssen gegen England in der Spitzengruppe der deutschen Jagdflieger. Marseille ist der erfolgreichste Jäger des nordafrikanischen Kriegsschauplatzes. Unser Bild zeigt den kühnen Flieger mit seiner Mutter während eines Berliner Urlaubs.

Atlantik.

fiziert ist vor allem ein Gummi-Kombinat beachtenswert, dessen Belegschaft 10 000 Mann betragen soll. Einen schweren Verlust für die Sowjets bedeuten weiter die hier vorhandenen Waggon- und Eisenbahnwerkstätten. Wichtig sind schließlich noch Werke für die Herstellung elektrischer und Funkgeräte sowie Metallschweißereien. Zwischen Woroneß und Kurl befinden sich riesige Magneteisenlager, die Ursache für die bekannte Kurler magnetische Anomalie.

Landwirtschaftlich gehört das Gebiet Woroneß zu den sehr fruchtbaren mittleren Schwarzerdbezirken. Angebaut werden vorwiegend Weizen und Hafer. Entsprechend der landwirtschaftlichen Bedeutung der Umgebung ist die Lebensmittelindustrie der Stadt sehr groß. Von der für sowjetische Verhältnisse intensiven Wirtschaft des Gebietes ist die Pferdezüchtung am bekanntesten.

Wahnung an Halifax

BS. Gent, 7. Juli. (Eig. Bericht.) Die Ankunft des britischen Vorkämpfers in den USA, Lord Halifax, in London, hat in den politischen Kreisen Londons ein ziemlich gemischtes Echo hervorgerufen. Geradezu unfreundlich geht der „Daily Herald“ mit dem edlen Lord um, wenn er heute schreibt, man könne nur hoffen, daß die britischen Minister ihn auf die Fehler aufmerksam machen werden, die er während seiner Tätigkeit als Vorkämpfer in den USA begangen habe. Die Zeitung gibt Halifax den Rat, während seines Aufenthaltes in England die Stimmung der britischen Volkseinerneuerung und genaue Prüfung zu unterziehen, damit er diese in den USA besser interpretieren könne.



ROMAN VON FRITZ VON WOODTKE

(14. Fortsetzung)

„Martini oder Manhattan?“ fragt der alte Herr Krüger, der die Cocktails vor dem Essen bereitet. Herta, in Verlegenheit, lacht, sagt dann aber auf Geratewohl: „Manhattan.“

Sie heben die Gläser, wollen trinken. Da stürzt Clem das Glas um. Er ist einigermaßen von Götterdunkel befallen. „Nicht ohne mich“, sagt er. „Ich muß Gretchen beaufsichtigen.“

„Ich heiße nicht Gretchen“, sagt Herta. „Natürlich, alle deutschen Mädchen heißen Gretchen.“ Er sieht Herta augenzwinkernd an und kippt sein Glas herunter.

Es sah sehr lustig aus, wie er das eine Auge auf und nieder drückte, und Herta muß lachen und verschluckt sich. Es ist der erste Cocktail in ihrem Leben. Oh ... fühlt sie, was für ein ulkiger Jambulant! Man ist gleich ein anderer Mensch danach. Man wird so frei und unbefangt davon.

„Ich bin aber kein Gretchen“, erklärt sie lächelnd und sieht das leere Glas fasziniert an. Clem macht die Feststellung, daß sie wenig vertragen kann.

„Wir wollen essen“, sagt Audrey Krüger, die mühsam ihren Sohn und dieses Mädchen betrachtet hat.

Vergessen hat Herta die vier Tage Buenos Aires, die hinter ihr liegen. Die vergebliche Stellenfunde, die Hitze, das Alleinsein, das Chaos der heißen Großstadt. Nein, sie will auch nicht darüber sprechen, um zum Glück fragt sie auch niemand.

Es ist ja das Wochenende, und da ist man aller Sorgen ledig und holt tief Atem.

Der ovale Tisch ist festlich gedeckt, wie immer bei Krügers, mit Blumen, Silber und brennenden Kerzen am hellen Tage. Man nimmt Platz. Die Unterhaltung wird sofort lebhaft, denn der alte Krüger will, nachdem er fünfzig Jahre lang nichts wichtig, nun plötzlich alles über seine Familie wissen. Woher stammen die Krügers? Aus Hamburg? Wie enttäuschend, obwohl natürlich nichts

gegen Hertas Heimatstadt, die er von Ansichtsarten kennt, gesagt werden soll.

„Aber ich hoffe immer“, sagt der liebenswürdige Krüger Senior, „wir kämen vom Rhein oder aus Heidelberg oder einer anderen bekannten, romantischen Gegend! Allerdings, es ist wahr, auf dem Koffer meines Großvaters kann man noch das Schild lesen: Hamburg. Er ist ein altmodisches Ungeheuer und steht noch auf dem Boden.“

„Der Koffer nämlich — nicht der Großvater“, lacht Clem, munter lachend, sich nicht enthalten zu lassen.

„Gewiß“, sagt Herta. „Ich würde ihn mir gern mal ansehen.“

„Ja, mit ein paar Habseligkeiten nur ist mein Großvater herübergekommen“, sagt Krüger Senior. Seine Frau huscht auf. „Aber ich schäme mich dessen nicht“, sagt Krüger mit verärgelter Stimme und sieht seiner Gattin tollkühn ins Auge.

„Ich liebe mir den, der aus eigenen Kräften sein Leben aufbaut.“

„Das geht auf dich, Kleines“, sagt Clem anerkennend.

Herta dankt ihm mit einem kleinen Lächeln. Sie ist noch nicht so schlaftrübe, wie selbst etwas dazu zu bemerken.

„Und Sie selbst waren noch niemals in Europa?“ fragt sie ungläubig den alten Herrn Krüger.

„Nein“, gibt er zu, „meine Frau hat noch nie Verlangen danach gehabt.“

„Und dann haben wir hier ja auch nie Zeit zum langen Feriemachen. Man kann auch unmöglich ohne weiteres ein paar Monate von seinem Geschäft wegbleiben heutzutage. Die Konkurrenz ist zu groß. Wenn man wiederkommt, ist man ausgebeutet. Es ist keine Frage des Geldes, sondern der Zeit.“

Wie umständlich Papa mit der Kleinen redet! denkt Clem lachend; man sieht, er ist den Umgang mit Frauen nicht gewohnt.

„Aber zur silbernen Hochzeit wollen wir die Europa-Reise machen“, läßt Audrey fallen. „Bierzehnjährig Länder und achtzehn Hauptstädte in zweiundzwanzig Tagen. Ein ausgesuchtes Reisebüro, und alle Trinkgelder sind eingeschlossen.“

„Ach ja“, meldet sich Carlos D. Krüger wieder. „Wie schön muß der Rhein sein, ich kenne ihn ja nur aus Bildern. So wie unter La Plata, aber mit vielen alten Burgen und Weinbergen. Und dann Heidelberg mit der Schloßruine. Und alles ist original alt. Und dann nicht zu vergessen: das

„Hier!“ Sein Gesicht bekommt einen träumerischen Ausdruck.

Audrey tritt ihm unter dem Tisch leicht, aber energisch auf die Fersen, zum Zeichen, daß es jetzt genug mit der Sentimentalität sei.

„Hm ...“, sagt Carlos D. Krüger schmerzhaft berührt, „das Schicksal gewährt einem nicht alles.“

Das Schicksal, in Gestalt von Audrey Krüger, fragt: „Haben Sie schon eine Stellung gefunden?“

Herta muß verneinen, und das kalte Geflügel schneidet gleich nicht mehr so gut.

„Ich könnte Ihnen vielleicht ein paar Empfehlungsschreiben geben“, sagt Krüger. Aber von neuem fühlt er die Fußspitze seiner Gattin, die liebenswürdig lächelnd sagt: „Unsere kleine Freundin sieht so aus, als ob sie es von ganz allein schaffen würde, nicht wahr?“

„Ja, natürlich“, sagt Herta.

„Bravo, bravo!“ sagt Audrey erleichtert. Heute wenigstens wird sie also noch nicht angepöppelt werden.

„Aber schaffst du’s“, sagt Clem herzlich, „war ja auch gelacht!“

Eine Pause tritt ein. Clem nagt an seinem Süßholzwort, wie es Heinrich VIII. beispielgebend tat.

„Sind Sie auch beruflich tätig?“ fragt Herta über den Tisch hinweg die stille Isabel.

„Nein“, sagt sie erröthend.

„Sie spielt nur Klavier“, sagt Clem munter nach. „Aber großartig. Junge, Junge!“

„Ja, Isabel ist künstlerisch begabt“, erklärt Audrey und nimmt eine kleine Pfeifergurke. In ihrem Munde klingt es wie ein herber Tadel.

Herta muß Isabel ansehen und unwillkürlich an Jochen denken. Es ist Isabel förmlich peinlich, wenn von ihr gesprochen wird. Sie schweigt den Rest des Mahles über, laßt aber sie einmal zu dem fremden Mädchen hinüberblickt.

Es gibt ein herrliches Essen, wie man es in Argentinien an heißen Tagen nur ist, wenn die Hausfrau aus den Staaten stammt. Gefüllte Bouillien, appetitliche Sandwichs und Hummern in einer großen Schüssel, bei denen Herta sich ungeachtet anstellt und Clem ihr wie ein großer Bruder hilft. Gefüllte Salate, Mayonnaise, und zum Schluß ein herrliches Pfirsich-Eis und geistiges Kaffee.

Nach diesem Essen, das für die anderen etwas Alltägliches, für Herta aber einen Ausflug ins Schwarzenland bedeutet, zerstreut sich die Familie. Carlos D. Krüger gibt offen zu, sich ein wenig aufs Ohr legen zu wollen. Audrey dagegen mur-

melt zerstreut etwas von „unausschießbarer Korrespondenz“.

Clem aber steht auf, salutiert, sagt: „Ich seh’ euch später“ und verschwindet.

Isabel und Herta sind allein. Sie rücken sich ein paar Liegestühle auf dem Rasen zurecht und setzen sich in den Schatten einiger Koniferen.

„Wo ist Clem gegangen?“ fragt Herta.

„Mein Bruder?“ gibt sie etwas verwundert zurück. „Wo wird er sein? Jemand etwas für den Abend arrangieren wahrscheinlich. Oder er kauft mit einem Mädel aus der Nachbarschaft in der Gegend umher. Er hat jede Woche ein anderes.“

Herta fragt nichts mehr. Es geht sie ja auch nichts an, daß Clem jede Woche ein anderes Mädel hat.

„Es liegt sich so schön hier“, sagt sie dankbar. Es ist ganz still, ganz weit geht der Blick über die Pampas. Neben ihr liegt Isabel mit geschlossenen Augen. Für sie ist das alles alltäglich, — nur Herta ist es ein Einbruch in ihr Leben.

„Sie müssen mir von Europa erzählen“, sagt die leise Stimme Isabels. „Ist es so, wie ich es mir vorstelle? Daß die Menschen dort glücklicher sind als hier?“

„Glücklicher sicher“, sagt Herta. „Hier ist das Leben ein viel härterer Kampf.“

„Ja, aber ein Kampf um Nichtigkeiten, um Materielles.“

„Jeder Kampf ist schön“, sagt Herta. „Ich werde mich so über mein erstes selbstverdientes Geld freuen.“

„Es gibt aber doch noch andere Dinge außer Geld“, sagt Isabel, die noch nie Geldschwierigkeiten kannte. „Bitte erzählen Sie mir, haben Sie das Mozart-Haus in Salzburg besucht?“

Herta ist nie dagewesen.

„Aber in Hamburg, da muß doch noch das Haus stehen, wo Brahms geboren wurde. Was gäbe ich darum, es zu sehen!“

Herta weiß kaum etwas davon.

„Ich liebe so sein Deutsches Requiem“, sagt Isabel. „Und die ungarischen Tänze spiele ich oft und seine Lieder.“

„Ja, für einen Künstler ist Europa sicher das Richtige“, sagt Herta.

„Deutschland ist meine Heimat“, sagt Isabel, „die ich noch nie gesehen habe.“ Ihr Gesicht erhält einen wie durchdringenden Ausdruck vor Sehnsucht. „Aber einmal kommt es dazu.“

Sie ergreift die Hand Hertas, die auf der Stuhllehne ruht. „Wir wollen gute Freunde werden, ja?“

(Fortsetzung folgt.)

tier,
 macht
 De
 Hstron
 fron
 Kilon
 brah
 deutsche
 Schnell
 fanterie
 in Un
 ners.
 rollende
 schlugen
 den se
 Im
 lich D
 tagigen
 terstütz
 seiner
 und ih
 den in
 verxi
 Im
 wurden
 gruppen
 mehr u
 An
 feindlich
 S
 Berl
 Wehrund
 deutschen
 Kurst
 verpres
 durch sto
 nahm ei
 eine fei
 Feind a
 feindlich
 schen Ve
 lusten fi
 Die
 rüdende
 stämpfen
 unterstüt
 sammeln
 gegen
 feindlich
 Bomben
 Verluste
 Im
 im Berl
 Feind, d
 drungen
 schwünge
 derer An
 mit wi
 Flugzeug
 Stelle d
 seine vo
 unter des
 zern gefi
 lungen e
 den am
 zer ve
 zerbvorst
 feindlich
 schossen,
 die übr
 Die
 Naume
 Stämpf
 Volschei
 versuchten
 das Ein
 die Mag
 weise ich
 der Befä
 achtern a
 waffe ü
 wagen
 Erfolge
 serie Stel
 reiche G
 wurden
 Luststämp
 Im A
 An gri
 Mehrere
 anonomie
 bietes 2
 Anstalt
 bieten